Sechster Sonntag nach Ostern.

Johannes 15, 26 — 27 und 16, 1 — 4.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn der Tröster kommen wird, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, derselbe wird von mir Zeugnis geben. Und auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid. Dieses habe ich zu euch geredet, damit ihr euch nicht ärgert. Sie werden euch aus den Synagogen ausstoßen: ja, es kommt die Stunde, daß Jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glauben wird. Und das werden sie euch tun, weil sie weder den Vater noch mich kennen. Aber ich habe euch dies gesagt, damit, wenn die Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, daß ich es euch gesagt habe.

Nach der Himmelfahrt Christi kehrten die Apostel und Jünger dem Befehle des Herrn gemäß vom Oelberge nach Jerusalem zurück und verharrten daselbst mit Maria, der Mutter Jesu, einmütig im Gebete, um „auf die Verheißung des Vaters" (Apg. 1, 4), den Heiligen Geist zu warten. In Nachahmung dieses Beispieles sollen auch für den Christen die zehn Tage nach dem Feste der Himmelfahrt der Vorbereitung auf Pfingsten, das Fest des Heiligen Geistes gewidmet sein. Darum wählt die hl. Kirche für den letzten Sonntag vor Pfingsten aus der Abschiedsrede Jesu beim letzten Abendmahle gerade jene Stelle aus, worin er auf die bevorstehende Sendung des Heiligen Geistes hinweist.

„Wenn der Tröster kommen wird, den ich euch vom Vater senden werde, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht . . ." Diese Worte scheinen bloß zu sagen, daß die dritte Person der heiligsten Dreifaltigkeit vom Vater ausgeht und vom Sohne gesandt werde. In Wirklichkeit aber enthalten sie deutlich die ganze Lehre von der Dreifaltigkeit und von der Menschwerdung der zweiten Person. Indem Jesus Christus Gott als seinen Vater bezeichnet, zeigt er, daß er als Sohn seinen ewigen Ausgang vom Vater hat; indem er diese Worte durch menschliche Organe zu den Aposteln spricht, deutet er an, daß er die menschliche Natur angenommen habe und vom Vater in die Welt gesandt worden sei, um den Menschen Lehrer und Erlöser zu sein. Den Heiligen Geist sendet Jesus „vom Vater", derselbe wird also nicht bloß vom Sohne, sondern auch vom Vater gesandt, er wird vom Vater durch den Sohn gesandt. Da aber in der heiligsten Dreifaltigkeit alle drei Personen in allem absolut gleich sind, außer in soweit, als eine Person von der anderen oder den anderen hervorgeht, so kann auch die Sendung einer Person durch eine andere oder durch die anderen nicht bedeuten, daß der Gesandte in irgendeiner Weise unvollkommener als der Sender oder diesem untertan wäre. Bei der Sendung bleibt die vollständige Gleichheit bestehen. Die Sendung einer Person in der Gottheit zur Vollbringung eines Werkes in der Außenwelt bedeutet nichts anderes, als daß der Sender das beiden gemeinsame Werk mit und durch den Gesandten, der von ihm ausgeht, vollbringt. Somit sollen Hervorgehen und Gesandtwerden in Gott in eines zusammen und bedeuten dasselbe.

Um aus den geschaffenen Dingen ein **schwaches** Bild zu gebrauchen: die Aussendung einer göttlichen Person durch eine andere ist **einigermaßen** ähnlich der Aussendung eines Zweiges und einer Blüte aus dem Stamme einer Pflanze. Nach diesem schwachen Vergleiche würde der Vater den Stamm, der Sohn den Zweig und der Heilige Geist die Blüte bedeuten. Der Vater kann weder vom Sohne noch vom Heiligen Geiste gesandt werden, ebenso wenig wie der Stamm aus dem Zweige und der Blüte herauswachsen kann. Der Sohn kann bloß vom Vater, aber nicht vom Heiligen Geiste gesandt werden, wie auch der Zweig aus dem Stamme, nicht aber aus der Blüte herauswachsen kann. Der Heilige Geist aber kann sowohl vom Vater als vom Sohne gesandt werden, und weder vom Vater ohne den Sohn, noch vom Sohne ohne den Vater — oder, besser gesagt, der Heilige Geist kann vom Vater durch den Sohn gesandt werden, wie auch die Blüte aus dem Stamme nur durch den Zweig herauswachsen kann.

In Uebereinstimmung mit der geoffenbarten Lehre bekennt die katholische Kirche, daß der Sohn vom Vater allein ausgeht, während der Heilige Geist vom Vater **und** vom Sohne wie aus **einer** Quelle oder vom Vater durch den Sohn ausgeht. Im Widerspruche damit lehren die Schismatiker des Ostens, die sich von der allgemeinen Kirche getrennt haben und der Irrlehre anheimgefallen sind, daß der Heilige Geist bloß vom Vater ausgehe.

Der Heilige Geist wurde gesandt, um vor aller Welt von Jesus Christus als dem wahren Sohn Gottes und dem Erlöser des Menschengeschlechtes Zeugnis zu geben. Dieses Zeugnis gibt er aber nicht jedem einzelnen Menschen für sich allein, sondern dem Menschengeschlechte in und durch die von Christus auf den Aposteln begründete Kirche. Die Apostel erhielten die erste Sendung, aber nicht als Privatpersonen, sondern als Repräsentanten der Kirche, die Sendung war also für die Kirche bestimmt. Darum hörte auch die Sendung des Heiligen Geistes mit dem Tode der Apostel nicht auf, sondern bleibt durch ihre Nachfolger im apostolischen Amte bis ans Ende der Welt bestehen. Hat doch Christus ausdrücklich zu den Aposteln gesagt: „Ich will den Vater bitten und er wird euch einen anderen Tröster geben, damit er **in Ewigkeit** bei euch bleibe, den Geist der Wahrheit" (Joh. 14, 16).

Weil der Heilige Geist nicht unabhängig, sondern in Verbindung mit der Kirche Zeugnis von Jesus Christus gibt, so fällt sowohl die Ehre als auch die Bürde der Pflicht, Zeugnis zu geben, auch auf die Apostel und mit ihnen auf die Kirche aller Zeiten. Ja sie sind es, die der führt und in der Wahrheit bewahrt, Heilige Geist in alle Wahrheit ein die er mit seinen Gaben beschenkt und mit großer Kraft verkünden und zu bestärkt, damit sie die Lehre Christi ihrer Verteidigung alles drangesetzen können. „Auch ihr werdet Zeugnis geben, weil ihr vom Anfange bei mir seid."

Die Apostel konnten Zeugnis ablegen, nicht nur, weil sie den besonderen Beistand des Geistes der Wahrheit besaßen, sondern auch, weil sie selbst Augen- und Ohrenzeugen all dessen waren, was Jesus getan und gesagt hatte: „weil ihr vom Anfange bei mir seid." Auch diese Qualifikation ist auf die Kirche übergegangen. Sie ist noch immer und wird bis zum Ende der Welt dieselbe Kirche bleiben, die Christus auf den Felsen Petri und das Fundament aller Apostel gebaut hat und gegen die auch „die Pforten der Hölle" nichts vermögen. Durch die ununterbrochene Nachfolge ihrer Hirten seit den Zeiten der Apostel ist sie durch diese, die persönlich mit dem Herrn verkehrten, gleichsam Augen- und Ohrenzeugin seiner Taten und Worte, da diese, vom Geiste der Wahrheit geleitet, wahrheitsgetreu alles überlieferten, was sie gesehen und gehört hatten. Durch die Apostel ist die Kirche „vom Anfang" bei Christus gewesen. Diese Qualifikation, und mit ihr die Sendung des Heiligen Geistes sowie auch die beständige Gegenwart Christi, ist notwendigerweise allen jenen verloren gegangen, die aus was immer für einem Grunde sich von der einen Kirche Christi und der Apostel losgerissen haben, mögen sie auch noch so viel Wahrheiten aus der Kirche Christi mit sich genommen haben und noch so oft sich mit dem geheiligten Namen Christi zu schmücken trachten.

Apostel und Jünger und deren Nachfolger bis auf unsere Zeit haben Zeugnis abgelegt von Christus, dem menschgewordenen Sohne Gottes und seinem Erlösungswerke — durch ihre Predigt von der frohen Botschaft des Herrn, durch Austspendung der am Kreuze erkauften Gnadenschätze Christi, durch ihr Leben und, wenn nötig, durch ihr Sterben für Christus. Denn eine ungeheure Schar der Nachfolger Christi sind für ihn zu Blutzeugen geworden. Das Wort Christi hat sich zu allen Zeiten in der einen oder anderen Weise erfüllt: „Sie werden euch aus den Synagogen ausstoßen; ja, es kommt die Stunde daß ein jeder, der euch tötet Gott einen Dienst zu tun glauben wird." Die Verfolgung der Kirche ist geradezu zum Merkmale der Unterscheidung für sie geworden. Darüber „sich zu ärgern", deshalb an Christus und seinem Werk irre zu werden, würde nur beweisen, daß der Christ das Wesen sowohl des Christentums als der Welt verkennen würde. Denn diese stehen sich ihrer innersten Natur nach feindlich gegenüber, ein Friedensschluß zwischen Christi Reich und der Welt ist ein Ding der Unmöglichkeit. Unter den nichtigsten Vorwänden hat die Welt von jeher das Werk Christi zu zerstören oder doch zu verkrüppeln versucht und nicht selten hat sich der Wolf in Schafskleider gehüllt und aus vorgeschütztem Eifer für Gottes Ehre den Kampf geführt. Schon im Anfange klagten die Heiden die Christen der Gottlosigkeit an und bis auf unsere Tage wird die katholische Kirche der Abgötterei, des Aberglaubens, des Antichristentums und aller möglichen Freveltaten angeklagt. Trotz all dem schreitet die Kirche ruhig auf dem von Christus vorgezeichneten Pfade voran, der Ewigkeit entgegen, eingedenk seiner Worte: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse mit Unwahrheit wider euch reden, um meinetwillen. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel" (Matth 5, 11.)

Jedes Mitglied der Kirche teilt auch ihre Aufgabe, Zeugnis von Christus zu geben. Es waren schon im Anfange nicht bloß die Apostel und jene, die den Herrn mit eigenen Augen gesehen hatten, welche das Blutzeugnis für ihn ablegten, sondern Gläubige jeden Standes bis hinab zum letzten aus dem Heidentum bekehrten Sklaven gaben ihr Leben für den Glauben hin. Wenn auch in unseren Tagen die Notwendigkeit, den hl. Glauben mit dem Blute zu besiegeln, gar selten an den Christen herantritt, so muß doch unser Geist derselbe sein wie der der ersten Christen: wir müssen willig und bereit sein, für Christus eher alles, sogar das Leben hinzugeben als ihn zu verleugnen. Bei jeder schweren Versuchung sehen wir uns dieser Wahl gegenübergestellt. Wer die Gnade und Freundschaft Gottes aufgibt, indem er schwere Sünden begeht, statt mutig seine Leidenschaften bekämpfen, der gehört nicht dem Geschlechte an, dem die hl. Märtyrer, die Blutzeugen Christi entsprossen sind. Wer nicht bereit ist, die Befriedigung seiner Leidenschaften Gott dem Herrn zum Opfer zu bringen, wie sollte der bereit sein, für Gott Blut und Leben hinzugeben? Ein echt christliches Leben also, das ist das Zeugnis, das wir für Christus ablegen müssen. „Wer mich vor den Menschen bekennen wird, den will auch ich vor meinem Vater bekennen, der im Himmel ist; wer mich aber vor den Menschen verleugnet, den will auch ich vor meinem Vater verleugnen, der im Himmel ist" (Matth 10, 32).

Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein.

Ja, wer die verstände! denkst du. Freilich, ich verstehe sie auch nicht ganz, aber etwas davon habe ich doch in Erfahrung gebracht; probier's einmal, ob's hilft. Also nimm dir jeden Tag vor, heute jedermann zu erfreuen und, so viel du kannst, glücklich zu machen, geh' dann froh an deine Arbeit, und tue vor allem deine Pflicht. Du wirst froh und heiter dabei sein, denn ein rechtschaffener Gedanke macht froh. Suche sodann deinen Vorsatz auszuführen, wo sich die Gelegenheit dazu bietet. Du wirst nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts Großes zu sein, was du dem andern schenkst und bereitest, tu' es nur mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut sein. Doppelt glücklich aber wirst du sein, wenn dein Nebenmensch denselben Vorsatz gefaßt hat wie du, und er sendet dir nun unverhofft etwas Freundliches in dein Haus oder dein Herz.

Das ist die schönste, geheimste Verbindung der Menschen, wenn jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem andern verbringt, diesem, so viel er vermag, mit allem Guten und Schönen auszufüllen.

Und höher steigt die Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu tun, was dem Allgemeinen, dem Staate, der Nation, der Menschheit zugute kommt. Dieser Gedanke gibt jedem Menschen, so klein und beschränkt auch sein Leben sei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückseligkeit die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinausgeht, die den Menschen mit sich und der Welt einig macht — durch die Liebe.

Wahre Gottesstreiter.

Der hl. Heinrich.

In der Nacht vom 2. zum 3. September des Jahres 926 kniete ein frommer Jüngling aus vornehmem Geschlecht betend am Grabe des hl. Emmeram in Regensburg. Es war Heinrich, der siebzehnjährige Sohn des Herzogs Heinrich des Zänkers von Bayern. Seit einem Jahre war der Jüngling Nachfolger seines Vaters auf dem Herzogsthron.

Dem frommen Beter war es mit einem Male, als hörte er eine Stimme, die zu ihm sprach: „Lies die Worte, die über dem Grabe an der Wand stehen!" Und Heinrich erhob die Augen und las die Worte: „Nach sechs . . . ."

Er fragte sich, was diese geheimnisvollen Worte wohl bedeuten mochten. Und er sagte sich, sie könnten wohl keine andere Bedeutung haben, als diese, daß eine Seele, die ihn liebte, vielleicht sein verehrter Lehrer, der von ihm hochverehrte heilige Bischof Wolfgang von Regensburg, ihm ankündigen wolle, nach sechs Tagen müsse er sterben. Er bereitete sich also mit allem Ernste auf den Tod vor, den er nahe glaubte; er ordnete seine zeitlichen Angelegenheiten, empfing dann andächtig die heiligen Sakramente, und den Rest der Zeit benutzte er zu andächtigem Gebet.

Aber die sechs Tage vergingen, und der siebente Tag brach an — und Heinrich lebte noch.

„Dann habe ich mich wohl getäuscht", sagte der junge Herzog zu sich: „Ich werde wohl erst nach sechs Wochen sterben müssen". Und er machte die kommenden sechs Wochen zu einer beständigen Vorbereitung auf den Tod. Immerfort stand ihm der Gedanke vor der Seele, daß er nach kurzer Zeit vor dem allwissenden und gerechten Richter erscheinen müsse. Er empfing die heiligen Sakramente, so oft es seine Geschäfte gestatteten. Alle Regungen seines Herzens prüfte er an Gottes heiligem Gesetz und suchte die heiligmachende Gnade nicht nur zu bewahren, sondern auch immer noch zu vermehren, um getrost in die andere Welt hinüberzugehen.

Als die sechs Wochen ihrem Ende zugingen, sehnte sich Heinrich fast nach dem Augenblick des Todes, weil er so gut vorbereitet war und ein großes Verlangen nach dem Himmel verspürte. Aber Gott erfüllte das Verlangen des frommen Jünglings nicht. Die sechs Wochen verstrichen und die siebente Woche brach an — und Heinrich lebte noch.

„So werde ich wohl nach sechs Monaten sterben," dachte er jetzt, und er verlebte die kommenden Monate so fromm und gottesfürchtig, wie er die vorhergehenden Wochen verlebt hatte. Täglich und stündlich sagte er sich: „In kurzem muß ich Rechenschaft geben über alles, was ich tue."

Aber auch die sechs Monate vergingen und Heinrich fühlte keine Krankheit und kein Unwohlsein. „So werde ich desto sicherer nach sechs Jahren sterben", sagte er sich jetzt, und er pries Gottes Barmherzigkeit, der ihm noch eine so lange Weile geben wollte, gute Werke zu tun, und er nahm sich vor, die sechs Jahre gut zu benutzen. Jede Versuchung schlug er nieder mit dem Gedanken: „Bald muß ich Rechenschaft geben." Jeden Anflug von Lauheit besiegte er mit dem Gedanken: „Jetzt heißt es eine kurze Zeit kämpfen, dann kann ich ewig ruhen." In jedem Leid gab ihm Trost der Gedanke: „Bald wird mir ewige Freude zuteil für das kurze Leid." Wo sich ihm eine Gelegenheit bot, ein gutes Werk zu tun, da ergriff er sie mit dem Gedanken: „Ich muß wirken, solange es Tag für mich ist; bald kommt meine Nacht, wo ich nicht mehr wirken kann." So lebte Heinrich sechs Jahre lang das Leben eines Heiligen.

Und als am sechsten Jahrestag jener Erscheinung die Sonne wieder aufging, da war Heinrich nicht tot, er war kräftiger als je. Und als die Sonne am Abend des 3. September 1002 unterging, war Heinrich noch nicht gestorben. Aber etwas anderes hatte sich an diesem Tage zugetragen. Die deutschen Fürsten hatten ihn zum Kaiser erwählt.

Nach dem Tode des Kaisers Otto III. waren die deutschen Fürsten nämlich uneinig darüber, wen sie wählen sollten, weil jeder des andern Macht fürchtete. Da man das Reich jedoch nicht länger ohne Kaiser lassen konnte, so kamen sie überein, einen Mann zu wählen, der eine geringe Hausmacht besäße, aber ein tüchtiger Regent sei. Sie wußten aber keinen würdigeren als den Bauernherzog Heinrich, der nach dem Grundsatz regierte: „Der Regent muß zuerst sich selbst regieren." Und ihn wählten sie darum.

Nun erkannte Heinrich, daß jene Worte nicht hätten bedeuten sollen: „Nach sechs Jahren wirst du sterben", sondern: „Nach sechs Jahren soll dein eigentliches Leben beginnen." Auf sein Lebenswerk hatte er sich nicht besser vorbereiten können, als er es tat. Und kein Herrscher hat sich wohl besser auf sein schwieriges Amt vorbereitet als Heinrich. Kein Herrscher hat aber wohl auch mit mehr Recht die Krone getragen und mehr zu Gottes Ehre getan als Heinrich II., der Heilige.

Als er nach zweiundzwanzigjähriger Regierung starb, wurde er im Dom des von ihm gegründeten Bistums Bamberg beigesetzt. An seiner Seite ruht seine heilige Gemahlin Kunigunde.

Sieh, wie sich an heiligen Heinrich das Wort der Heiligen Schrift erfüllt hat: „In allem, was du tust, denke an deine letzten Dinge, und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen" (Sir. 7, 40). „Die Erinnerung an diesen Ausspruch", sagt der hl. Augustinus, „beugt den Stolz, tötet den Neid, heilt die Wahrheit, verscheucht die Wollust, dämpft die Eitelkeit und Prahlerei; sie gebiert Zucht an, vervollkommnet die Heiligung und bereitet das ewige Heil." Darum denke oft an deine letzten Dinge.

Ford und die Foreigners.

Ford klagt sie in seiner Zeitschrift an.

Nichts hat die Wissenschaft der Statistik so in Verruf gebracht, wie der von ihr mit den zur Verfügung stehenden Zahlen getriebene Mißbrauch. Nur zu oft handelten jene, die sich auf die Ergebnisse der Statistik beriefen, nach dem Grundsatze, daß man **unter**legen kann, wo es mit dem **Aus**legen haperte.

In diesen Fehler verfällt in jüngster Zeit das Mundstück des Großindustriellen Henry Ford, The Dearborn Independent, immer häufiger. Es ist das auf die an und für sich berechtigte Absicht zurückzuführen, die guten Traditionen des amerikanischen Volkes zu pflegen und zu bewahren. Daraus ergibt sich für Ford und seine Redakteure die Meinung, die Fremdgeborenen und ihre Nachkommen für die herrschende Gesetzlosigkeit verantwortlich zu machen. Alle Nasilang beruft sich ein Leitartikel im Dearborn Independent auf Berichte oder Zahlen, welche die von ihm vertretene Ansicht, die Zunahme der Verbrechen sei zum größten Teil auf das Konto der Eingewanderten zu setzen, zu bestätigen scheint.

Nun wird niemand etwas gegen eine mit wissenschaftlichem Ernst geführte Untersuchung der Frage, welche Volkselemente am stärksten an der Kriminalstatistik beteiligt seien, einzuwenden haben. Wohl aber ist es tadelnswert, auf Grund eines durchaus ungenügenden Materials solch weitgehende Schlüsse zu ziehen, wie das heute beim Dearborn Independent zur Gewohnheit geworden ist. Mit den zur Verfügung stehenden Zahlen läßt sich überhaupt nicht viel anfangen; um zu einem gerecht abwägenden Urteil über den Anteil einer gewissen Bevölkerungsgruppe an der Kriminalität gelangen zu können, müßte man vor allem eine viel genauere Kenntnis der verschiedenen Verbrechens-Kategorien und Grade der Verbrechen besitzen, als uns zur Verfügung steht. Außerdem sollten wir eingehendere Auskunft besitzen über Rasse, Nationalität, Geschlecht, Alter und Beruf der eines Verbrechens überführten Personen.

Das von der Ford'schen Zeitschrift begangene Unrecht besteht im vorliegenden Falle in der Verallgemeinerung eines möglicherweise rein zufälligen Umstandes, um daraus Beweis für die Schuld ganzer Bevölkerungsschichten zu machen. So hieß es in einer der jüngsten Ausgaben, in New York sei eine Schwindlerbande verhaftet worden, deren Haupt einer alteingesessenen Familie entstammt, während zwei Mitglieder die Nachkommen eingewanderter Eltern, und zwei weitere Eingewanderte seien. Also, orakelt Fords Blatt, ein Verhältnis von 1 zu 1! Und das sei so das durchschnittliche Ergebnis jeder Nachfrage nach der Nationalität von Verbrechern: das Ueberwiegen der im Ausland Geborenen und ihrer Nachkommen unter ihnen. Dabei übersieht eine solche Behauptung völlig, ob das Verhältnis 1 zu 1 nicht am Ende das überhaupt bestehende Verhältnis der Bevölkerung sei, wenigstens in den Nordstaaten des Landes, und besonders in der Stadt New York, die für die erwähnten Verbrecher besonders in Betracht kommt.

Oder, mit anderen Worten: Kommen nicht in der Stadt New York auf jeden Bürger alteingesessener, anglo-amerikanischer Art zwei Nachkommen eingewanderter Eltern und zwei Eingewanderte? Wenn dem so ist, so ist die Folgerung des Dearborn Independent, daß die Eingewanderten und ihre Nachkommen einen überwiegend großen Anteil an der Zahl der Verbrechen haben, ganz hinfällig. Dazu kommen zwei weitere Umstände. Es ist weder gerecht noch billig, bei solchen Untersuchungen die soziale und ökonomische Lage der mit dem Gesetz in Konflikt geratenen außer acht zu lassen. Bedenkt man die äußerst schwierigen Verhältnisse, mit denen ein so großer Teil der in den Groß- und Industriestädten des Landes wohnenden Einwanderer zu kämpfen haben, so bereit man, daß ihre Kinder viel größeren Versuchungen ausgesetzt sind, als die Nachkommen der Mehrzahl der alteingesessenen, in günstigeren Verhältnissen lebenden Familien. Des weiteren wäre zu bedenken, daß die auf die schiefe Ebene geratenen Söhne Eingewanderter eher solche Verbrechen wie Diebstahl, Raub, Mord, begehen, und nicht jene „feineren", weniger in die Augen springenden, die in sehr vielen Fällen überhaupt nicht an die große Glocke gehängt werden.

Wollte man in so leichtfertiger und voreingenommener Weise, wie Fords Dearborn Independent, Moralstatistik treiben, so könnte man behaupten, daß die Neigung, zu stehlen und zu rauben, eine Eigenschaft der Foreigners und besonders ihrer Nachkommen sei, während die Alteingeborenen ein ganz besonderes Talent besäßen, sich durch Unterschlagungen und Veruntreuungen des Volksganzen zu bereichern. Wobei der Einfluß des schlechten Beispiels, das sie den Neuankömmlingen bieten, in Betracht zu ziehen wäre.

Wenn man gerecht sein will, so darf man nicht verkennen, daß das tonangebende Element im Lande, den Angehörigen der armen Klassen, ganz gleich ob sie in Amerika geboren oder eingewandert sind, ein allgemein schlechtes Beispiel gegeben haben. Die von ihnen betriebenen Bereicherungskünste mögen nicht ungesetzlich sein nach modernen Begriffen; der in Armut Schmachtende aber wird nur zu leicht den Eindruck gewinnen, daß zwischen seinem eigenen Zustande und den Geschäftsmethoden des Reichen ein gewisser Zusammenhang besteht. Daraus entwickelt sich dann leicht die Ansicht, daß die Beraubung eines Reichen so etwas wie ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit sei.

Es wäre für den Dearborn Independent angebracht, solchen und ähnlichen Gedankengängen nachzuforschen, anstatt sich ganz einseitig auf die Ansicht zu versteifen, daß weder Krieg noch Prohibition für die Zunahme des Verbrechertums verantwortlich seien, sondern ganz allein die Foreigners. Denn selbst wenn, was noch zu beweisen wäre, sie und ihre Nachkommen in unverhältnismäßig großer Zahl an der Verbrechen-Statistik beteiligt sein sollten, so beweist das noch immer nicht, was der Dearborn Independent behauptet, daß die Foreigners an und für sich, auf Grund ihrer Rasse und anderer Eigentümlichkeiten, mehr als die alteingesessene Bevölkerung zum Verbrechen neigen.

Der Italiener mag zum Beispiel mehr zur Gewalttätigkeit neigen als der Nord-Germane, dem der Angelsachse stammverwandt ist. Dagegen wird dieser der Trunksucht weit mehr ergeben sein als jener, und an jeder Moralstatistik, die sich mit den Folgen des Alkohol-Mißbrauchs beschäftigt, einen größeren Anteil haben.

Die Trugschlüsse des Ford'schen Blattes sollten den Katholiken des Landes die Notwendigkeit ans Herz legen, die Moralstatistik zu fördern und sich eingehend mit ihr zu beschäftigen. Auf diesem Gebiete ist bereits so gut wie nichts geschehen, und das könnte sich, wenn nicht Aenderung geschaffen wird, eines Tages bitter rächen.

C. St. d. C. B.